

NZZ am Sonntag

Ehe für alle

Die Kirchen sollten ihre Beziehung zum Staat überdenken

Sagt das Volk im Herbst Ja zur Ehe für alle, könnte bald Folgendes passieren: Zwei schwule Männer heiraten, werden damit rechtlich ein Ehepaar wie jedes andere, können aber kirchlich keines werden. Die Ehe für alle ist damit ein weiteres Beispiel für eine Frage, die sich gerade häufig stellt, von der Frauenweihel bis zum Engagement für mehr Konzernverantwortung: Wie passen Staat und Kirche noch zusammen? Bis heute ist ihr Verhältnis stark historisch geprägt, sie sind irgendwie getrennt und irgendwie doch nicht. Das Bundesgericht behandelt die Kirchen wie politische Gemeinden, die zwar autonom, aber doch Teil des öffentlichen Rechts sind - allerdings schön föderalistisch in jedem Kanton wieder etwas anders. Dieses Konstrukt ist schwer fassbar und oft widersprüchlich. So verlangt etwa der Kanton Zürich von seinen Kirchen, dass sie sich nach demokratischen Grundsätzen organisieren. Dass Frauen aber je nach Religion a priori vom Priesteramt ausgeschlossen sind, ist kein Thema. Es wäre Zeit, das Verhältnis von Staat und Kirche in diesen Fragen zu überdenken. Dabei sind auch die Kirchen gefordert: Sie müssen entscheiden, ob sie sich als Teil der öffentlichen Rechtsordnung sehen und sich mit ihr entwickeln. Oder ob sie lieber ganz auf den Staat verzichten und dafür mehr Freiheit bewahren wollen. *Daniel Friedli*

Grossbritannien

Boris Johnson ist der richtige Mann am richtigen Ort

Er versucht es immer wieder. Seit Dominic Cummings vor ein paar Monaten als Berater für Boris Johnson zurückgetreten ist, will er ihm mit immer neuen Enthüllungen schaden. Der Premierminister schwelge im Chaos und verstehe die Corona-Pandemie nicht. Seine Inkompetenz und Ignoranz hätten zu vielen unnötigen Todesopfern geführt. In einem neuen Interview mit der BBC sagt Cummings, der lange als wichtigster Einflüsterer Johnsons galt, man habe den Regierungschef schon kurz nach der gewonnenen Wahl 2019 loswerden wollen. Denn dieser habe keine Vorstellung davon, wie man ein Land führe. Wahrscheinlich hat Cummings in der Sache in vielen Punkten recht. Doch in der Politik geht es nicht nur um die Sache, es geht darum, bei den Leuten anzukommen, sie mitzureissen, sie zu überzeugen. Dann werden einem auch Fehler verziehen, vor allem Johnson, der sich immer wieder mit Selbstironie aus der Affäre ziehen kann. Seine Fehltritte machen ihn erst zum erfolgreichen Politiker, da ist er Donald Trump ähnlich. Hätte der ehemalige US-Präsident auf Berater gehört statt auf seinen Instinkt, wäre er nie gewählt worden. Johnson ist der richtige Mann am richtigen Ort, das sollte Cummings langsam einsehen. *Gordana Mijak*

Atomkraftwerke

You Dreamer, du!

Magdalena Martullo-Blocher will unsere Stromversorgung mit einem neuen AKW sichern. Dumm nur, dass sich damit das Problem nicht lösen lässt. Ein neues Atomkraftwerk wäre so leistungsstark wie vier Gaskraftwerke. Fällt es aus, reisst es ein riesiges Loch in die Energieversorgung. Klumpenrisiko nennt man das. Darum brauchte es Reservekraftwerke, die für Tage oder Wochen einspringen könnten. Es gibt nur ein realistisches Szenario, wie wir uns die dafür nötigen Kapazitäten sichern könnten: durch eine enge Einbindung der Schweiz in den europäischen Strommarkt. Und diese wäre ohne Annäherung an die EU nicht zu haben. Doch das will Martullo-Blocher ja auf keinen Fall. Daher wenden wir ihren berühmten Spruch getrost auf sie selbst an: You Dreamer, du! *Jürg Meier*

Chappatte im Sommer



Der externe Standpunkt

Eine radikale Reform zur Rettung der olympischen Idee

Statt hochgezüchteten Profis sollten sich künftig an Olympischen Spielen ausgeloste Bürgerinnen und Bürger aus aller Welt miteinander messen. Es wäre ein Gewinn für alle, **schreibt Bruno S. Frey**

Die von Baron de Coubertin 1896 wieder gegründeten Olympischen Spiele sollen die Jugend der Welt friedlich zusammenführen. Dieses Jahr finden sie ohne jegliche Zuschauer in Tokio statt. Sie sind wegen der Corona-Pandemie um ein Jahr verschoben worden. Die Winterspiele sind 2022 in Peking geplant.

Noch vor wenigen Jahren waren die Olympischen Spiele ein unangefochtenes und freudig erwartetes Ereignis, das riesige Medienaufmerksamkeit auf sich zog. Das ist heute anders. Ein erheblicher Teil der Bevölkerung Japans ist gegenüber den Spielen negativ eingestellt. Alle wissen, dass die Veranstaltung aus kommerziellen Gründen durchgeführt wird, weil eine weitere Verschiebung zu teuer käme. Ausserdem wurde von Korruption bei der Vergabe verschiedener Austragungsorte berichtet.

Auch aus anderen Gründen werden seit einiger Zeit die Olympischen Spiele kritisch betrachtet. Von einem «friedlichen Treffen der Jugend der Welt» lässt sich kaum mehr sprechen, denn die Sportler und Sportlerinnen sind mit wenigen Ausnahmen knallharte Profis. Doping, der verbotene Einsatz von leistungssteigernden Mitteln und Instrumenten, ist verbreitet. Es findet sich in allen Sportarten, allerdings in unterschiedlichem Ausmass. Selbst Fussball und Tennis sind betroffen, obwohl lange geglaubt wurde, Doping schade dort eher als dass es nütze. Zwischen den Doping-Kontrollleuren und Doping-Anwendern findet ein Katz-und-Maus-Spiel statt. In aller Regel verlieren die Kontrolleure, weil die Sportler einen hohen Anreiz haben, Doping zu verwenden und sich immer neue Tricks ausdenken, um die Antidopingbehörden zu hintergehen.

In vielen Ländern werden Sportler vom Staat massiv unterstützt, weil eine gute Platzierung in den Medaillenranglisten das Prestige eines Landes steigern soll. Die staatliche Förderung von Spitzensportlern wird auch als Beitrag zur Gesundheit der Bevölkerung gerechtfertigt. Diese Begründung leuchtet

wenig ein, denn es ist ja bekannt, dass erfolgreiche Sportlerinnen und Sportler ihre Karriere meist deshalb aufgeben müssen, weil ihr Körper kaputt ist. Von einer Förderung der Gesundheit ist Leistungssport deshalb weit entfernt.

Hier ein Vorschlag für eine völlig andere Art Olympischer Spiele: «Repräsentative Spiele» würde ich sie nennen. Sie beschränken sich nicht auf die ganz wenigen professionellen Spitzensportler, sondern beziehen sich auf die Bevölkerung als Ganzes.

Bei dieser neuen Art von Olympischen Spielen wird in zwei Schritten vorgegangen:

Zuerst wird von jedem Land, das sich an den Spielen beteiligen möchte, eine zufällige Auswahl von Personen im Alter zwischen 16 und 30 gezogen. Die ausgewählten Personen werden zu den Spielen eingeladen. In einem zweiten Schritt werden diese - ebenfalls eine Disziplin gestartet wird - ebenfalls wieder mit einem Zufallsverfahren einzelnen Sportdisziplinen zugeordnet. Dabei muss

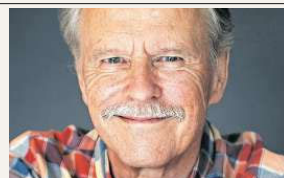
man sich auf einige auch für Laien vernünftig zu betreibende Sportarten beschränken. Man könnte sich auf die in der Antike gepflegten Sportarten beziehen, also zum Beispiel ein Kurzstrecken- und ein Langstreckenlauf, Hoch- und Weitsprung, Kugelstossen und Diskuswerfen oder auch Schwimmen und Gymnastik.

Diese Repräsentativen Olympischen Spiele hätten gegenüber den nur extremen Profis zugänglichen heutigen Spielen wesentliche Vorzüge. Erstens können die Mitwirkenden kaum gedopt werden. Ebenso entfällt das gesundheitsschädliche extreme Training. Der grösste Vorteil besteht jedoch darin, dass die Teilnehmenden das Gesundheitsniveau eines Landes gut abbilden. Wenn in einem Land Übergewicht grassiert, wird dies in den Leistungen der zufällig ausgelosten Personen sichtbar. Ganz im Gegenteil zu heute, wo die reicheren Länder einige wenige Sportler mit grossem Geldaufwand und ausgeklügelten Trainingsmethoden hochzuchten. Diese sind weit davon entfernt, das Land und den Gesundheitszustand seiner Bevölkerung darzustellen. Mit den Repräsentativen Olympischen Spielen hätten die Länder einen Anreiz, den Breitensport zu fördern, anstatt so viel Geld in den Spitzensport zu pumpen.

Was aber geschieht mit den heute rein professionellen Sportlerinnen und Sportlern, die einen guten Teil ihrer Jugend dieser Tätigkeit gewidmet haben? Die Antwort ist einfach: Sie sollten als Künstlerinnen und Künstler angesehen werden. Das beste Beispiel ist Roger Federer. Sein Spiel ist virtuos, selbst wenn er bereits im Viertel- oder Halbfinal eines Turniers verliert.

Solche Repräsentativen Olympischen Spiele mögen ungewöhnlich oder sogar skurril erscheinen. Sie sind jedoch eine bessere Alternative zu einer gesundheitsschädlichen Veranstaltung, die auch noch von den Steuerzahlenden subventioniert werden muss. Sie sollten deshalb ernsthaft in Erwägung gezogen werden.

Bruno S. Frey



Bruno S. Frey, 80, ist Forschungsdirektor bei CREMA, dem Center for Research in Economics, Management and the Arts in Zürich. Zudem ist er ständiger Gastprofessor an der Universität Basel. Bis zu seiner Emeritierung lehrte Frey als Ökonomieprofessor an der Universität Zürich. Er forscht über Politische Ökonomie und Glück.